

Buchbesprechungen

Uwe Schmitt: *Sonnenbeben. 50 Improvisationen über Japan*. Göttingen: Edition Peperkorn, 1998. 306 S. ISBN 3-929181-17-7. 39,- DM , 36.20 SFr, 285,- ÖS

Auslandskorrespondenten, vor allem solche der schreibenden Zunft, haben es schwer. Sie sollen Informationen liefern, besser: Information. Sie sollen, die Anforderungen, Ansprüche und Bedürfnisse sowohl der heimatlichen Redaktion wie der Leserschaft im Auge behaltend, Fremdes erkennen, durchschauen, sieben und im Eigenen spiegeln, wobei das Fremde angemessen fremd, sprich: interessant zu belassen ist. Und das, zumindest im klassischen Fall des Alleinkorrespondenten, auf allen denkbaren großen Gebieten, der Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, allumfassend, mit einem Wort, präzise, gerecht und wasserdicht. Nicht zu vergessen schnell: Die Zeit läuft immer mit.

Wie weit eine solche Aufgabe überhaupt zu erfüllen ist, sei dahingestellt. Wie weit man sich aber ihrer Erfüllung annähern kann, zeigt Uwe Schmitt, der sieben Jahre Ostasien-Korrespondent der Frankfurter Allgemeinen Zeitung in Tōkyō war, in seinem »Sonnenbeben«. Das Buch versammelt fünfzig zwischen September 1990 und Februar 1997 entstandene und in der FAZ abgedruckte Japanbeiträge von drei bis dreizehn Druckseiten Länge, deren Etikettierung als »Improvisationen« übrigens weniger aus der Vorsicht des Journalisten geboren denn eine augenzwinkernde Koketterie des ehemaligen Konzertschlagzeugers sein dürfte. Wie dem auch sei: In ihrer Themenvielfalt erstaunen diese Improvisationen in der Tat. Von Pille, Aids und Abtreibung bis zum Delphinschlachten auf den Gotō-Inseln, von Alter (Kin-san, Gin-san), Anarchismus und Schülerelbstmorden bis zur jährlichen Kirschblütenschau, von den »Selbstverteidigungstreitkräften« und der Aum-Sekte bis zur Ehevermittlung, von Koreanern, Chinesen und anderen Ausländern bis zu Kurosawa Akira, von Hiroshima, Kriegsschuld und Strafvollzug bis zum Haiku, von Terror, Erdbeben und Regenzeit bis

zu Bildung und Ausbildung, von Verkehr und TV bis zu Sugihara Chiune, von Perry, Nanking und den Krähen auf dem Müll bis zum Kimono, von Akebono bis Musashimaru – außer Baseball, Küche und Pachinko scheint kaum etwas zu fehlen. Dabei gelingen Schmitt, quasi spielerisch und quasi nebenbei, treffsichere Formulierungen, die sich spätestens in ihren Implikationen weit über das erheben, was sie beschreiben. Beim *enka* etwa, das »als grandioses Gesamtlied aus Radio, Fernsehen und besonders nachts aus den Karaoke-Bars, jenen öffentlichen Bedürfnisanstalten im besten Sinne« schluchzt, wird elegant der Bogen geschlagen zu einem Thema, das mit, unter, neben und zwischen den Worten immer wieder aufscheint in diesem Band, der Starrheit, der Formgebundenheit der japanischen Gesellschaft nämlich, die Verpackung höher schätze denn Inhalt, die sich in Ritualen gefalle, erschöpfe und versteinere: »*Enka*, angeblich so japanisch wie das Chanson französisch, handelt von handelsüblichen Träumen, von der Liebe, der Sehnsucht, gelegentlich von der Natur in Gestalt von Blumen, Meer und Vollmond. *Enka* ist Japan, wie es singt und leidet und weint, während es die Wonne des formalisierten Kontrollverlusts erlebt, um sich für das kontrollierte Formdiktat eines Tages zu entschädigen und für das nächste zu rüsten: Blues à la japonais[e].« (S. 81.)

Erstaunlicher noch als diese thematische Klammer, die Schmitt in vielerlei Gestalt zu beschreiben weiß und die seine Einzelberichte zu einer veritablen Kulturgeschichte macht, die weit mehr ist als die Summe ihrer Teile, ist der Mut, mit dem er sehr dedizierte Meinungen in die Welt laufen läßt, mag man sie nun teilen oder nicht:

Kann man es [den japanischen Studenten] verdenken, daß sie ihre vier Jahre akademischen Freigang zwischen Jugendstrafe und Arbeitslager genießen wollen? (S. 131) – Nicht die Wissenschaft ist in Japan für den Rest der Welt zuständig, sondern die Wirtschaft allein. Und wissenswert ist allein, was sich rechnet. Darüber, was sich rechnet, entscheiden Bürokraten und Manager, die deshalb auf den intelligenten, unaufdringlichen, umfassend ausgebildeten Universitätsabsolventen zählen, der sich biegen läßt, ohne zu brechen. (132) – Ein Sozialstaat, ein Rechtsstaat nach westlichem Verständnis ist sie [die japanische Demokratie] noch lange nicht, und will es vielleicht auch nicht länger

werden. (141) – Nicht zufällig gibt es mehr Werkstätten als Tankstellen in Japan. Die 8.200 Betriebe leben von den Pflichtinspektionen, die einer staatlich autorisierten Geiselnahme gegen Quittung gleichkommen und, der steigenden Reparaturkosten wegen, den Kauf von Neuwagen erpressen. (192) – Kunst ist in Japan vor allem anderen und oft ausschließlich Kunsthandwerk, technische Perfektion, eifriges Studieren; Ausdruck aber, Genie wird nicht verlangt und eher gefürchtet als gefördert. (265) – Der schlimme Verdacht, die zweitgrößte Industrienation sei im Notfall führungslos und gelähmt [...] wurde zur bösen Gewißheit, als in Japans Annus horribilis 1995 in Kōbe viele der sechseinhalbtausend Opfer an Feigheit und einer entsetzlichen Hilflosigkeit der Behörden zugrunde gingen. (296) – Diese Nation wird dressiert und unter Wert vertreten. Ihre begabten Kinder werden eher zu denken entmutigt. (297) – Japans ganzes Elend ist die ungeheure Vergeudung von Talent um eines faden Betriebsfriedens willen. (298).

Zwischen diesen Deutlichkeiten an das »arme, unschuldige Nippon«, an die »offen unaufrichtige Gesellschaft«, die vieles aushalte, nur »eines nicht: tiefes Verständnis«, stehen charmante und meist sehr elegante Beschreibungen mehr oder weniger spezifisch japanischer Vorlieben und Torheiten. Da nimmt man gerne auch eine Blüte hin – »Die zum Tode Verurteilten [...] nahmen ihren Tod überwiegend mit [...] Gleichgültigkeit zur Kenntnis.« (280) –, und daß der Autor, der selbst ein majestätisches Wir einsetzen kann, ohne daß es störend wirkt, am Ende in seinem mit dem Theodor-Wolff-Preis 1998 für hervorragende publizistische Leistungen ausgezeichneten Beitrag »Wer aus dem Staunen herauskommt, muß gehen. Über einen Selbstversuch in Japan oder was eine Kultur mit einem macht« vor seinem Gastland, dem Gegenstand seiner schreibenden Begierde, resigniert mit den Klischeeachsen zuckt, ist eher sympathisch: »Man kann Japan ungestraft verklären als zenschweres Mönchskloster, wo das Weltgezerre im meditierenden Blick auf Steingärten getilgt wird und Toleranz alle Klassengegensätze aufhebt. Man kann ebenso die neureiche Feudalfirma erkennen, die ihre Volksbelegschaft fürsorglich versklavt und die Intellektuellen neutralisiert, indem sie ihnen unzugängliche Ehrentürme errichtet. Alle haben recht. Das Aufwühlende, den Ausländer zutiefst Verwirrende, bleibt das Versagen seiner Erkenntnisteknik angesichts der

Versöhnbarkeit von Widersprüchen, die jede Kultur sprengen müßten.«
Schmitt zuckt eben amüsan. Und gekonnt.

Nur eines stört an dieser fleißigen Sammlung: die Verpackung. Der Schutzumschlag ist in Papier und Design so läppisch wie das Wort- und Flaggenspiel des Titels flach, der Text hat einige Druckfehler zu viel, das Namensregister, für das man gleichwohl dankbar zu sein hat, ist nicht vollständig, und auf der Rückseite des Titelblattes, noch vor der Widmung, wird in der Vorbemerkung, die japanische Sprache betreffend, wiederholt, was schon in tausend anderen Büchern hanebüchen falsch war: »Vokale werden wie im Deutschen, Konsonanten wie im Englischen gesprochen.« Man versuche das gar nicht erst, denn es führt allenfalls zu Kauderwelsch, wenn nicht Zungenbruch. Aber genug. Wir wissen ja: Auf den Inhalt kommt es an. Und der glänzt.

Jürgen Stalph

Beate Shirota-Gordon *The Only Woman in the Room*. Tōkyō, 1997:
Kōdansha International. ISBN 4-7700-2145-3

Wenn man in den Memoiren einer 75-jährigen "zwangsgedeutschen" Jüdin liest, "was mich in meiner japanischen Kindheitszeit am meisten gestört hat, war der Besuch der Deutschen Schule in Ōmori", könnten viele Leser das Buch als voreingenommen aus der Hand legen. Aber Frau Shirota erklärt ihre Aversion. 1929 als Sechsjährige eingeschult, erinnert sie sich, daß Prügelstrafe und (in meiner Meinung: sadistisches) Nachsitzen mit hundertmaligem Wiederholen einer Korrektur (wie: "Das Z falsch geschrieben") Routine waren in der sehr straff geführten "Erziehungsanstalt", deren rund 50 Insassen deutsche, österreichische und einige wenige deutsch-japanische Kinder waren.

Wenn diese Methode der "Erziehungsanstalt" noch während der Zeit der Weimarer Verfassung der modus vivendi war, kann man nur ahnen, was - ein jüdisches Kind betreffend - der Trend nach 1933 gewesen sein muß. In der Tat wurde das frühreife Kind von einer A- zu einer C-Schülerin degradiert, worauf die Eltern Shirota den Umzug ihres Kindes in die *American School of Japan* (Nakameguro) veranlassten, wo, wie sich Beate erinnert, ein beinahe zu laxer "laid-back style" (in deutschen Kreisen war die American School auch als "Sodom und Gomorra" bekannt) die Kinder verwöhnte. Sie graduierte bereits im Alter von 15 ½.

Was Leser jedoch schockieren wird, ist die Tatsache, daß US-Militaristen, in deren Reihen Bürger afrikanischer Abstammung in einer von einem weißen Offizier befehligten "schwarzen Kompanie" praktisch wie Sklaven behandelt wurden, die demokratische Verfassung für das japanische Volk fabrizierten, und dabei "the only woman in the room" (nämlich Beate Shirota) überstimmten, als es um Fragen der Emanzipation der bisher dem Mann absolut untergeordneten japanischen Frau (sie konnte als Sklavin verkauft werden) ging.

Man darf sich daher nicht wundern, daß dem Shōwa-Kaiser beim Verlesen der neuen Verfassung am 3. November 1946 die Hände zitterten, wie Frau

Shirota als erste nach Kriegsende in Japan eingetroffene Frau mit Zivilstatus, bemerkt zu haben glaubt.

Das Buch beschäftigt sich eingehend mit Musik: der Vater Beate Shirotas war ein international bekannter Klaviervirtuose. Es wimmelt nur so von Namen von Musikgrößen, wobei mir auffiel, daß die ebenfalls im Japan-Markt tätigen anderen deutschen Musiker, Prof. Pringsheim (der Schwager von Thomas Mann) und Leonid Kreuzer (der ehemalige Leiter der Berliner Musikhochschule) nur mit einem Wort erwähnt werden. Was mich stutzig macht, ist die Tatsache daß die beiden obengenannten Musiker mit mir im "KZ Tōkyō" eingesperrt waren, während Leo Shirota (der nach dem Anschluß vom Österreicher zum Deutschen wurde) die Freiheit Karuizawas genießen konnte - obwohl sein Paß, von Generalkonsul Dr. Seelheim in Yokohama ausgestellt, ein "J" neben dem Namen trug.

Im Interniertenlager (in der Sophia Universität) schrieb Prof. Pringsheim den ganzen Tag Zahlen und erklärte mir, daß er der Erfinder der Zahlenkomposition sei. Herr Kreuzer spielte für mich auf dem Piano in der Aula Tschaikowsky-Sonaten.

Das Buch erwähnt einen "deutschen Geschäftsmann", der mit seiner Haushälterin das Nebenhaus der Shirotas in Nogizaka-Hill bewohnte. Das kann nur Dr. Richard Sorge gewesen sein, da das Haus als Funkstation für seinen Mitarbeiter Claußen in anderen Büchern erwähnt wird.

Wie in jedem Buch gibt es merkwürdig anmutende "Verzierungen", wie etwa die "Fernsteuerung" des Vulkans Asama-yama, dessen Ausbruch sämtliche Fensterscheiben im Hause Shirota zu Bruch gehen ließ, worauf eine Schülerin Shirotas neue Glasscheiben (mit dem Zug aus Tōkyō angeschleppt für ein ganzes Haus!) und diese eingesetzt haben soll.

Frau Shirota erzählt auch aus den Erinnerungen ihres Vaters, der ein Jahr vor der Umsiedlung der ganzen Familie nach Japan sechs Monate dort gastierte und dabei mit der japanischen *onsen*-Kultur in Berührung kam: Beim Betreten des Baderaums fand er drei unbedeckte Personen, einen Mann und zwei Frauen. Als er begann, sich höflich zurückzuziehen, rief

ihm der Mann nach: "Bitte keine Scheu, dies sind nur meine Frau und meine Tochter".

Nach so langer Zeit verbleichen Details: etwa wenn Shirota schreibt, daß "Alle Ausländer, einschließlich der Axis-Partner, nach Karuizawa umziehen mussten, einschließlich der Sowjet-Botschaft". Letztere war in Wirklichkeit sehr exklusiv im Gora-Hotel in Hakone untergebracht, während die deutsche Vertretung im 3km entfernten aber in Sichtweite liegenden Fujiya-Hotel residierte. Vom Fenster meines Hauses aus konnte ich die Sowjetfahne sehen, wenn ich das Papier, das ich auf meine Scheiben kleben mußte, etwas lüftete. Der Grund dafür war, daß die einstöckige Villa direkt gegenüber meinem dreistöckigen Haus dem japanischen Kaiser gehörte und niemand auf das Haupt Ihrer Majestät hinabblicken durfte.

Ich glaube, daß in Hakone sogar mehr Deutsche wohnten als in Karuizawa, denn in Hakone-machi waren, neben hunderten von "Indonesien-Frauen" mit Kindern, ständig Marinesoldaten stationiert.

Hakone war auch näher zur Hauptstadt und wurde daher von noch in Tōkyō arbeitenden Ehemännern gegenüber dem weiter entfernten und im Winter kälteren Karuizawa vorgezogen. Ich erinnere mich an schöne Wanderungen auf dem vollkommen verkehrsfreien Highway 1 mit der Ehefrau des damaligen deutschen Botschafters Stahmer, die, den Ausgang des Krieges richtig einschätzend, mit den Nazi-Gegnern Kontakt halten wollte. Das Ehepaar Hillmann (er war Landesgruppenleiter der NSDAP, wurde aber später in absentia zum Tode verurteilt, da das Gerücht umging, er habe sich an Schiffsreparaturen bereichert) waren auch des öfteren meine Gastgeber im Hotel, denn die Nahrungsmittelzuteilung war für Koryphäen natürlich noch nicht unterbrochen. Die Verteilung der Lebensmittel in Tōkyō durch die Deutsche Gemeinde stellte für die Parteigenossen eine Kiste, und für die Volksgenossen je eine Büchse Ölsardinen bereit. Nach jedem Appell für weiteres Durchhalten war die Abschlußparole im Deutschen Haus: "Volksgenossen an die Bar, Parteigenossen ins Rote Zimmer" (wobei an der Bar gegen Bezahlung eine Art Feuerwasser ausgedient wurde, für das man einen stählernen Magen brauchte, im Roten Zimmer jedoch feiner Wein umsonst gereicht wurde).

Frau Shirota hat ihr Familienleben in glaubhaften und herzlichen Worten geschildert, die die Härte des Lebens in der Diaspora deutlich machen. Ihr Los verbesserte sich zunächst auch in der Neuen Welt nicht. Shirota schildert, wie zwei Personen mit ungewöhnlich weitreichenden Sprachkenntnissen in New York nach 1945 keine Arbeit finden konnten und in die "Boondocks" ziehen mußten, wo der Ehemann, der 3.000 Kanji schreiben konnte, als Angestellter eines Haus- und Grundstückmaklers vegetierte und Frau Shirota, die fünf Sprachen beherrschte, ohne irgendeine nützliche Erwerbstätigkeit, zu Hause auf die abendliche Rückkehr ihres Gatten warten musste.

Zum Glück ist das Ehepaar diesem Tiefpunkt durch Umzug nach New York wieder entronnen. Beate Shirotas Karriere als internationaler Kultur- und Kunst-Impresario brachte ihr Ehre und Anerkennung ein, und für ihre Verdienste um den internationalen Kulturaustausch wurde sie 1997 mit dem Avon Grand Award to Women ausgezeichnet.

Das Buch macht jedem Leser klar, daß trotz vieler Fähigkeiten und Hilfe von Sympathisanten das tägliche Leben von Angehörigen verfolgter Minderheiten, die ihre Identität nicht aufgeben wollten, einen ständigen Totaleinsatz erforderte. Frau Shirota zumindest scheint ihren Lebenszweck erreicht zu haben.

Rudolf Voll